

Der Chefredakteur Adolf Wolfard versprach sich etwas von dem röhrenförmigen Paket, das seine Sekretärin auf seinen Schreibtisch gelegt hatte.

Allerdings nicht den Tod.

Es war 1951, 29. November, die Jahreszeit, zu der die ersten Weihnachtsgeschenke in der Redaktion der „Bremer Nachrichten“ eintrafen. Der Ressortleiter des Feuilletons, mit dem Wolfard sich gerade besprach, beäugte das Präsent. Auf dem Pappzylinder klebte ein Hinweis: Nur vom Empfänger persönlich zu öffnen. „Sieht nach einer Flasche Schnaps aus“, sagte er. „Na, wollen mal sehen“, antwortete Wolfard und griff nach dem Deckel.

Um kurz nach 13 Uhr zerriss ein Knall die Mittagsruhe. Eine Wand des Chefbüros krachte in sich zusammen, Holzmöbel zerbarsten, die Fenster brachen aus ihren Rahmen. Die Bombe zerfetzte Wolfards Körper, er war sofort tot. Sein Feuilleton-Chef wurde schwer verletzt.

Kurz darauf ließ die Polizei alle Radiosendungen unterbrechen, informierte die Bevölkerung und warnte vor Paketbomben.

Denn Adolf Wolfard war nicht das einzige Opfer.

Eine weitere Röhre, adressiert an den Leiter einer Marmeladenfabrik, war am Morgen im Postamt des niedersächsischen Örtchens Eystrup angekommen. Margret Grünekle, eine Auszubildende der Firma, hatte das Paket abgeholt. Noch im Schalterraum explodierte es. Grünekle wurde getötet, acht weitere Menschen verletzt.

20 Kilometer entfernt, in Verden an der Aller, erreichte am selben Tag eine dritte Paketrolle den Inhaber eines Krafftutterwerks, Anton Höing. Die Hinweise „Streng geheim!“ und „persönlich“ machten ihn misstrauisch. Auch den Absender kannte er nicht. Ein Ernährungsinstitut. Als er den Deckel



## DIE SACHE MIT DEM R

Drei Paketbomben explodieren, Deutschland

fürchtet eine Anschlagsserie.

Der Retter: ein Kriminalbeamter,

der ganz genau hinschaut

anhub, erspähte er darunter weißen Draht. Höing verständigte die Polizei.

Er hatte Glück gehabt – die Batterie war defekt, nur deshalb war das Paket nicht explodiert. Am Adressaufkleber fiel einem Kriminalbeamten etwas auf: Das „r“ durchzogen kleine Risse. Dieser Typenfehler zeigte sich auch in den Adressen auf den beiden explodierten Päckchen. Jemand musste sie auf derselben Maschine getippt haben.

Die Suche nach dem Sprengstoffmörder beschäftigte in den kommenden Wochen rund 60 Polizisten und Kriminalbeamte der „Sonderkommission S“.

Die Opfer hatten sich nicht gekannt und hatten nichts gemeinsam. Warum waren sie ausgewählt worden?

Handelte es sich um Anschläge aus der kommunistischen Ostzone?

Terrorakte alter Nationalsozialisten?

Oder war der Täter ein „Geisteskranker“, wie der BKA-Präsident vermutete?

Nicht nur die Presse, auch Staatsanwaltschaft und Polizei gingen von einem politischen Hintergrund aus. Abgeordnete der CDU und der rechtsgerichteten Deutschen Partei forderten angesichts der hinterhältigen Tat die Wiedereinführung der Todesstrafe. Mehr als die Hälfte der Deutschen sprach sich in einer Umfrage dafür aus.

Die Sonderkommission verfolgte rund 700 Hinweise. Zwei der Pakete waren in Bremen aufgegeben worden, ein weiteres in Verden. Ein Beamter und

mehrere Kunden aus dem Verdener Postamt erinnerten sich an die auffällige Papprohre. Der Mann, der sie aufgegeben hatte, habe einen Hut und einen Kamelhaarmantel getragen. Die Ermittler schrieben einen Steckbrief: Gesucht werde ein junger Mann mit einem „mädchenhaft hübschen Gesicht“ und einer „leichten, wiegenden Gangart“, wie bei einem „Tango-Jüngling“.

Die Redakteure der „Bremer Nachrichten“ hatten eine andere Idee: Sie wollten auf Basis von Zeugenaussagen ein Bild des Menschen erstellen, der ihren Chef ermordet hatte. So, wie es ihr Filmkritiker während eines Besuchs in den USA im Kino gesehen hatte.

Sie wollten Deutschlands erstes Phantombild anfertigen.

Die Redaktion beauftragte ihren Karikaturisten. Einer der Kunden aus dem Verdener Postamt erzählte ihm von einem Bauern, der dem Verdächtigen wie aus dem Gesicht geschnitten sei. Der Illustrator zeichnete die Züge des Bauern mit Kohle auf ein Blatt Papier.

Am 6. Dezember veröffentlichten die „Bremer Nachrichten“ und weitere Zeitungen das Bild, zusammen mit dem Steckbrief der Polizei.

Noch am selben Tag erhielten die Ermittler einen Anruf. Der Chefredakteur der Nienburger Zeitung „Die Harke“ meinte, den Mann zu erkennen. Dieser heiße Cederik von Halacz und habe sich bei ihm beworben: „Das kann nur Halacz sein. Holt den Kerl ab.“

Erich Cederik von Halacz, 22, trug früher mal den Namen Erich Zederik

Wenclawicz. Der 29. November 1951, an dem die Bomben zwei Menschen getötet hatten, war sein Geburtstag gewesen. Genau ein Jahr zuvor hatte er den Mädchennamen seiner Mutter angenommen, die aus ungarischem Adel stammte. Ihr Sohn hingegen war bei Pflegeeltern in der Nähe von Nienburg aufgewachsen, in einer kleinen Baracke am Waldrand. Als Jugendlicher wurde er Gehilfe eines US-Hauptmanns. Obwohl er selbst nie in die USA gereist war, verehrte er das Land fortan.

In Nienburg wollte er einen amerikanischen Kulturverein gründen. Er habe schon Kontakte, erzählte er Gästen im Eiscafé der Stadt. Sie hielten Halacz für einen Spinner, nannten ihn „den USA-Professor“ oder „den Grafen“. Im Frühjahr 1951 war er aufgegriffen worden, weil er den Schriftzug „Besucht die USA“ auf die Bürgersteige geschmiert hatte.

Nur eine hörte ihm gern zu, Rita Biermann, 19, die Kellnerin des Cafés. Er nannte seine Freundin „Baby“, führte sie in Tanzlokale aus und versprach ihr Pelze und Abendkleider. Sie fragte nicht, woher ihr Geliebter das Geld für seine Einladungen hatte. Halacz verpachtete Grundstücke, die ihm nicht gehörten, oder montierte nachts Motoren von Maschinen und Kabel von Signalanlagen ab, um sie an Schrotthändler zu verschern. Bald wollte er ein Schallplattengeschäft eröffnen, erzählte er ihr. Doch eigentlich wollte Halacz Journalist werden. Auch bei den „Bremer Nachrichten“ hatte er sich beworben – vergebens.

Als Polizisten am 7. Dezember sein Zimmer durchsuchten, fanden sie ein Manuskript mit der Überschrift „Bremer Torfköpfe“. Er hatte es dem „Spiegel“ geschickt und unveröffentlicht zurückgehalten. Das kleine „r“ auf den Seiten wies Brüche auf.

Halacz wurde festgenommen. Doch die Zeugen konnten ihn bei der Gegenüberstellung nicht zweifelsfrei identifizieren. Und Rita sagte, er sei zu der Zeit, als die Pakete abgegeben wurden, bei ihr gewesen.

Kurz darauf meldete sich ein Schirmhändler. Halacz habe ihn mehrfach besucht und ihn gefragt, ob er seine Schreibmaschine benutzen dürfe. Eine alte Urania. Außerdem, sagte der Händler, besitze Halacz Stiefvater eine Sprengmeisterlizenz.

Wieder verglichen die Beamten die Schriftbilder. Sowohl das Manuskript als auch die Adressaufkleber waren auf der Urania getippt worden.

Stundenlang wurde Halacz nun vernommen. Er stritt alles ab. Doch als die Beamten ihm die Schreibmaschine zeigten, wurde er blass. Gegen drei Uhr am Morgen verlangte Halacz nach Rita. Bevor sie den Raum betrat, fragte er einen Kommissar: „Wollen Sie es ihr sagen, oder soll ich es ihr sagen?“

Halacz gestand, die Attentate durchgeführt zu haben. Persönlich kannte er seine Opfer nicht. Es sei ihm auch beim Chefredakteur der „Bremer Nachrichten“ nicht in erster Linie um Rache gegangen, sondern um Geld. Halacz vermutete, dass die Männer aufgrund ihrer Stellungen wohlhabend seien, und plante, den Angehörigen mit einem weiteren Anschlag auf ihre Familie zu drohen, wenn sie ihm nicht 5000 D-Mark zahlten. Doch er kam nicht mehr dazu, Drohbriefe zu schreiben.

Am 25. April 1952 wurde Cederik von Halacz zu lebenslangem Zuchthaus verurteilt. Zwei Jahrzehnte später wurde ein Hirntumor in seinem Kopf entdeckt. Nach einem Gnadengesuch wurde er mit 44 Jahren entlassen. Halacz änderte wieder seinen Namen. Schließlich heiratete er eine vermögende Witwe. Er bezog mit ihr eine Villa in Hannover.

Als man ihn vor Gericht nach seinem Motiv fragte, hatte Halacz gesagt, er wollte es auch mal nach oben schaffen. ●

Lisa McMinn

Cederik von Halacz (r.) war auf Deutschlands erstem Phantombild zu sehen. Seine Bomben (Nachbildung u.) bastelte er selbst. Die Urania-Schreibmaschine (o.) steht heute im Depot des Polizeimuseums Nienburg

